

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 12.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 24. März 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. inkl. Stempel.

36. Jahrg.

## Eine alte Geschichte.

Novelle von E. Haidheim.

(Fortsetzung von S. 95.)

Nachdruck verboten.

Ein herrlicher Mainachmittag. Sie genossen ihn im Wald und am See und nahmen dann das Abendbrot in der kunstlosen kleinen Veranda des Majors, die nach dem Garten zu lag. Es war eine sehr einfache Mahlzeit, aber der Fisch vortrefflich gebraten und der Salat mustergiltig bereitet. Polle war eine ausgezeichnete Köchin.

Max war nicht gekommen, Ilse hatte ihn vergebens erwartet, und selbst jetzt erschien er erst, als die anderen schon ein Weilchen auf ihn gewartet hatten. Sie flog ihm entgegen und kam dann strahlend an seinem Arme zurück.

Er war ein auffallend schön gebauter, schlanker und kraftvoller Mann von ruhigem, vornehmerm Wesen und angenehmen Zügen. Sein starkes hellblondes Haar kräuselte sich trotz des

militärischen Schnittes, und der blonde Vollbart zeigte dieselbe Neigung. Ein eigentümlich kühler, durchdringender Blick lag in den hellblauen Augen, und Demmin fühlte denselben in dem Augenblick, wo der Lieutenant eintrat; dann verschwand aber dieser momentane Eindruck sogleich vor der unbefangenen Freundlichkeit seiner Begrüßung. Ilse und er waren ein schönes Paar.

Der laue köstliche Abend mit seinem goldenen Licht im Westen und dem Schimmer, den dasselbe über die blühenden Apfelbäume warf, die Nachtigall, die zu singen begann, und in weiter Ferne das Konzert der Frösche, dazu die ländliche Stille ringsum und die Maibowle, die der Amtmann jetzt mit listig frohen Blicken selbst herantrug, da Polle eben die kleine Tafel abgeräumt hatte. — „Das ist Heimat! Das ist zu Haus!“ sagte Demmin mitten aus seinem Geplauder mit Ilsens Verlobten heraus zu dieser mit hörbarer Freude.

„Nun denn, willkommen in der Heimat, möge sie Ihnen Glück bringen,“ erwiderte Max und stieß mit ihm an, die

anderen oigten; das erste Glas galt selbstverständlich dem Gaste. Aber es wurde noch manches geleert und manches Wohl dabei getrunken.

Es wurde ein vergnügter Abend, so vergnügt, wie Demmin lange keinen erlebt. Später holte Ilse die mit rotem Papierschleier verhängte Lampe heraus; die Stimmung belebte sich; von allerlei kleinen Anekdoten und Personalien war man auf dies und jenes gekommen, und auf einmal entdeckte sich Demmin als den Mittelpunkt des kleinen Kreises, lebhaft erzählend, und die drei Männer und Ilse blickten ihn an, in aller Augen der gleiche Ausdruck größter Teilnahme.

Ganz betroffen hielt er mitten im Reden inne und sah so befangen um sich, daß seine Zuhörer lustig lachten. Wie waren sie denn auf dies Thema gekommen? Ach so! Ilse hatte vom Meerleuchten gesprochen, wie sie es auf Nordney gesehen. Und dann fiel ihm ein seltsames Erlebnis ein, welches er gehabt. Es war nachts in der Torresstraße; der Dampfer glitt mit voller Kraft über das ruhige



Im Wiener Kinderpark. Gemälde von Louis Uhl.

Photographie-Verlag von V. A. Heft in Wien.

Meer, und auf einmal riefen ihn die wachhabenden Offiziere aus dem Schlaf auf das Deck; sie wußten, ihn würde das wunderbare Schauspiel interessieren, das selbst alte Seeleute selten nur gesehen hatten und nicht erklären konnten. Rings um das Schiff her war nicht mehr das dunkle, schwarzwogende oder glitzernde, leuchtende Meer, sondern ein unabsehbares, mattschimmerndes Schneefeld schien sie zu umgeben. Alles still und weiß, ganz weiß. Der Himmel war dunstig und schimmerte, weder Mond noch Sterne sichtbar, dennoch herrschte ein kaltes, mattes Licht von ungewöhnlicher Helle. Nach und nach waren auch noch andere Passagiere heraufgekomen, sie standen stumm und bang, obwohl keine Gefahr war. Die Wellen regten sich kaum, wie ein endloses Leichentuch lag es da, ein unheimlicher spukhafter Anblick, bis es nach etwa einer Stunde sich verlor.

Man trennte sich erst tief in der Nacht. Ilse ließ zweimal ihr Tuch zur Erde sinken; Demmin hob es jedesmal auf und ermahnte sie, sich nicht zu erkälten.

Solch einen interessanten Abend hatten sie lange nicht, „noch nie!“ sagte Ilse, erlebt. Und man fühlte, daß man sich gegenseitig gefallen. Demmin fand sich wunderbar angeheimelt von der traulich einfachen Häuslichkeit, und die anderen fühlten es wie eine wohlthuernde Genugthuung, daß der verwöhnte, reiche Gast sich dankbar und herzlich zufrieden in ihren kleinen Kreis einreichte.

Eine Woche war hingegangen wie im Fluge, Ernst von Demmin sagte es sich ganz erstaunt, als er den Brief datierte, in welchem er die Nachsendung von Kleidern und Büchern und vor allem einer gewissen Kiste beorderte, deren teilweiser Inhalt, wie er hoffte, Fräulein Ilse Freude machen würde. Er wollte noch bleiben, der Major hatte ihm das Zimmer neben dem des Amtmanns eingeräumt; ein hübsches Zimmer, nach dem Garten hinaus. Eigentlich war es das Gastzimmer des Hauses, aber man hatte allenfalls noch ein kleineres zur Verfügung.

„Und dann,“ hatte Polle zu ihrem Herrn gesagt, „das liebe Geld ist immer mitzunehmen!“

Der Major seufzte: „Ja, ja! Und man muß froh sein, wenn man's so verdienen kann.“ So war alles denn in Ordnung.

Schon eine volle Woche! Und in den sieben Tagen hatte er fast das ganze kleine Nest kennen gelernt; hatte hier und da, geduldig wie ein Opferlamm, Besuche mit seinem Onkel gemacht und alles anfängliche Sperren dagegen ausgegeben, als Ilse ihn mit ihren großen Augen überredend ansah und freundlich sagte: „Wo man daheim ist, muß man doch auch die Leute kennen!“

Sie hatte recht. Er gehorchte ihr und war nun nicht mehr fremd. Es that ihm, ohne daß er's sich direkt eingestand, sogar sehr wohl, daß allgemeine Interesse an seiner Person zu fühlen, er, der so lange fremd und teilnahmslos an den Menschen vorübergegangen war und völlig verlernt hatte, wie es thut, sich zugehörig zu wissen zu anderen, mit ihnen zu plaudern von den Dingen, die nicht gerade am Wege liegen, sondern die eins oder das andere aus dem Innern heraufholten.

Er hatte sehr nette Leute, liebe natürliche Menschen kennen gelernt. Es amüsierte ihn zuerst, wie sie einen engen Gesichtskreis zu haben schienen, wie sie sich aufregten für und gegeneinander, wie sie jedes die Vergangenheit der lieben Nächsten kannten bis ins kleinste und wie der eine immer die Pläne für die Gegenwart und Zukunft, das Hoffen, Fürchten, Lieben und Hassen des andern teilte oder befrittelte. Auch Hassen! O, es gab grimmige Feindschaften zwischen den leitenden Familien, viel Leidenschaft und Erbitterung! Aber man wußte, daß man den kleinen Kreis der Geselligkeit nicht damit stören durfte, und so begegneten die Montecchi und Capuletti von Sillburg sich an den Klub- und Ballabenden, oder wo es sonst war, ohne Mord und Todschlag.

Die Geschichte dieser Verfeindungen, ferner ein vor zehn Jahren im Städtchen passierte Entführung, ein Bankerott und eine merkwürdige Erbschaftsangelegenheit bildeten die Leitmotive der Plaudereien, die man dem „berühmten Reisenden“ bot. Er kannte sie jetzt schon fast auswendig, und wenn er den Erbknecht, Herrn Wohlmann, für den Entführer der Schönheit von Sillburg hielt, oder den kümmerlich aussehenden Herrn Mahlmeier für den unglücklichen Spekulant, dem man aus „alter Bekanntschaft“ jetzt eine kleine Weißwarenhandlung einrichtete, so erklärte ihm Ilse freundlich und lachend, daß der seiner Zeit vielumschwärmte reiche Herr Wohlmann lebenslang ein arger Weiberfeind gewesen und deshalb zuletzt Erbknecht geworden, daß niemals eine Dame mit ihm, sondern er jederzeit vor jeder, ohne Ausnahme, die Flucht ergriffen habe und daß der verhungert aussehende Herr Mahlmeier der Besitzer der stolzen Villa und vieler, vieler Tausende sei, der es schrecklich übelnehmen würde, wenn er auch nur ahnen könnte, daß Demmin ihm die Beleidigung angethan, ihn für einen Bankerottmacher zu halten.

Und bei solchen Berichtigungen erzählte Fräulein Ilse öfter so allerliebste kleine Geschichten, welche die Bewohner Sillburgs und die Geselligkeit charakterisierten. Und dann lachten sie zusammen und mediierten ein wenig, ganz harmlos nur! Und der „Weltumsegler“, wie Ernst von Demmin von der Kommerzienrätin Sauertreu genannt worden war, fühlte sich schon völlig eingelebt mit all diesen Leuten, ganz „wie zu Haus“. Und die Kleinstädterei schien ihm plötzlich eigenartig interessant und reizvoll.

Die Tage gingen ihm hin wie im Fluge; nie war er untätiger gewesen. Schon waren zwei Wochen um. Morgens früh trank er mit dem Onkel den Kaffee auf dem Zimmer. Dann schlenderten sie ein paar Stunden in dem Garten umher, rauchten ihre Cigarren, plauderten mit dem Major; zuweilen

kam der Lieutenant von Granzow flüchtig herein, er hatte immer Dienst, vertrat seinen kranken Hauptmann und lief schnell wieder weg. Oder Ilse stach und schälte Spargel, Ilse mußte die Hühner füttern, Ilse kam und ging, wie die Haushaltsgeschäfte es mit sich brachten, und immer plauderte Ernst von Demmin ein paar Minuten mit ihr, oder half ihr, und sie war stets in ihrer ruhigen Weise heiter und freundlich, und unverändert lag der Ernst, den er gleich den ersten Tag erkannt, tief hinten in ihren Augen.

Zuweilen blieb sie auch während in der Veranda, und er durfte sich plaudern zu ihr setzen, während die beiden alten Herren politisierend auf und ab gingen. Das waren für ihn dann angenehme Stunden; sie hatte eine Weise, ihn plaudern zu machen, daß er sich oft über sich selbst wunderte. Und dann: sie war klug und belesen, sie verstand leicht, was er meinte, und nahm ihm mit den Augen die Worte von den Lippen. Gegen Mittag kam dann der Gang nach dem „Keller“, dem ersten Hotel, wo sich um diese Stunde alle alten und jungen Herren der Gesellschaft beim Frühstücken trafen, wo die Stadtneuigkeiten besprochen, die Bulletins in Krankheitsfällen ausgegeben wurden, wo man über Kurse und Pferde, über Verlobungen und gestrige Skatgewinne redete. Um zwei Uhr speisten hernach der Amtmann und Ernst an der Table d'hôte, wo es immer sehr vergnügt und „stimmungsvoll“ herging, denn zwei oder drei unverheiratete alte und ebensoviel junge Juristen, ein Arzt, ein paar Offiziere, darunter auch Granzow, zwei Geometer und last not least der Erbknecht bildeten den Stammtisch, der ab und zu von Durchreisenden vergrößert wurde. Und dann folgte später ein weiter gemeinschaftlicher Spaziergang, oder man kegelte, man schoß nach der Scheibe, ein paarmal ritt Demmin mit Granzow und später auch mit mehreren Kameraden deselben, kurz, der Tag hatte allemal zu wenig Stunden, und es war merkwürdig! — doch freute „man“ sich, solange er dauerte, auf den Abend.

Nicht immer speiste man in der Veranda, und noch weniger gab es alle Tage Maibowle, wenigstens nicht „zu Haus“; o nein, aber oft auswärtig, denn man lebte sehr gesellig; heute lud der Landrat ein, gestern war es der Kommerzienrat, und für morgen sollte man zu Doktor Falsans kommen. Nachmittags traf Ernst von Demmin öfter Freundsinnen bei Ilse, oder diese war auf ein halbes Stündchen fortgehuscht, aber immer kam sie bald wieder, denn „Max konnte vielleicht kommen.“

Granzow war ein höchst angenehmer Mensch, ein Gentleman! Demmin verkehrte sehr gern mit ihm und fand das unbesangene Entgegenkommen, obgleich eine gewisse Kühle Granzow nie völlig verließ, diese Kühle, die in seinen Augen lag, die aus seinem Urteil so oft hervorklang. Demmin fühlte, für Max Granzow war er von vornherein ein zum Familienkreise Gehörnder. Granzows Freunde und Bekannten lobten denselben ohne Ausnahme. Man nannte ihn den solidesten, tüchtigsten Offizier, den verlässlichsten Freund.

Zammerische, diese unglückliche Verlobungsgeschichte! Und dies „Zammerische!“ klang aus jedem Munde; immer hieß es: „Wenn sie doch nur vernünftig gewesen wären!“

Man war darüber einig, wie über keinen andern Punkt, die reizende, allgemein beliebte Ilse hätte jede andere bessere Partie machen können; Granzow ebenso klopfte sicher nirgend vergebens an, und aus übertriebenem Ehrgefühl hielt er sich an sein Wort gebunden, und aus thörichter Liebe hielt sie ihn fest; es war zum Verzweifeln, aber natürlich jetzt viel zu spät, viel zu spät! Und wenn man noch hätte absehen können, was werden sollte, falls sie sich nun endlich heirateten? Lieber Gott, Ilse war fleißig und anspruchslos, und Granzow gab keinen Groschen unnütz aus, aber schließlich — er war von Haus aus mit ganz anderen Erwartungen erzogen, und die arme Ilse, wie war die früher verwöhnt gewesen! Equipage und Livreebediente und immer das Haus voll Gäste und alle Jahre die teuren Badereisen! Ach, gewiß, es war ein Elend für beide!

„Nun, wie gefällt dir Granzow?“ fragte der Amtmann seinen Neffen, als dieser gerade den Kopf ganz voll von diesen Mitteilungen hatte. „Ist ein lieber Kerl, nicht wahr?“

„Sehr gefällt er mir! Weißt du was, Onkel, du sprichst da neulich von — weißt du, wenn du mal einem Menschen eine Güte erweisen willst, dann denke an Granzow!“

„Ah, du meinst von wegen des Testaments? Brav, mein Junge! Das freut mich von dir nun ganz unendlich! Ich wollte nichts wieder sagen, aber da du nun selbst davon anfängst — nein, das ist wirklich schön von dir!“

„Aber gar nicht, Onkel! Erstlich wünsche und hoffe ich sehr dringend, daß du womöglich noch hundert Jahre lebst, und zweitens, ich habe ja mehr als genug! Weißt Gott, ich könnte ein hübsches Sümmchen missen, aber schenken kann man es ihm doch nicht!“

„Zum Kuckuck! Nein, nein! Der Kerl ist stolz wie ein Spanier! Nein, der nimmt nichts; nicht mal Protektion, wenn sie ihm nicht zart genug geboten wird. Hätte 'ne sehr gute Civilstelle bekommen können beim Herzog, aber da hatte der Hofmarschall sich airs gegeben und allerlei geredet von seiner Fürsprache und von der Verwendung einer hochgestellten Dame für ihn, und mein lieber Granzow nimmt's krumm, wirft den Kopf in den Nacken und sagt: nein, er wolle sich nicht patronisieren lassen! Es war schrecklich. So eine gute Chance! Und wie die Ilse weinte!“

„Die Arme! Dachte er denn nicht an sie?“

„Ja, weißt du, Ernst, er ist ein Prachtkeil, ein Mensch ohne Tadel, das ist er! Aber zuweilen denk' ich, er könnte wirklich wohl — ja, man weiß es kaum zu nennen, aber siehst du, sie thut mir zuweilen doch bitter leid, die Ilse! Er

hat so etwas, er wird, dünkt mich, nie so recht warm. Die arme kleine Ilse!“

Wie eine Faust packte das Wort Ernst von Demmin ans Herz und preßte es schmerzhaft zusammen. Das war's! Das hatte er auch so oft schon dunkel empfunden! Mitleid war's! Mitleid mit Ilse!

Stundenlang lag er an diesem Abend wach im Bett und grübelte. Granzow und Ilse — Ilse — Granzow! ging es wie ein Mühlrad im Kopfe herum.

Am andern Morgen lachte er über sich selbst. Die beiden liebten sich und waren miteinander zufrieden; was ging es ihn an und andere Leute, daß Granzow sich ein bißchen passiv anbeten ließ, daß er — ja — was war's denn, woran er es fehlen ließ? Was vermischte Ilse denn? Nichts!

Es regnete heute, aber nur mäßig; die Luft war wunderbar, und Ilse spazierte unter einem Regenschirm von Beet zu Beet, besichtigte die Pflänzlinge und sang leise vor sich hin, während ihr Vater in der Veranda die Zeitung las. Demmin stand am Fenster und wartete, daß Ilse herauf schaute; sie that es aber nicht.

Welcher Unsinn von ihr; da lief sie ohne Ueberschuhe in den feuchten Wegen umher. Demmin ging hinab, auf der Hausdiele traf er Granzow.

„Ihre Braut ist im Garten,“ sagte er, nachdem sie sich begrüßt, „sie wird sich nasse Füße holen.“

Da standen Ilsens Ueberschuh; sie hatten ein für allemal ihren Platz dort neben der Gartenthür, wo Ilsens Gartenhüte, Schirme und Tücher hingen.

„Ich will es ihr sagen!“ erwiderte Granzow und ging zu ihr. Und dann sah er sich um und rief: „Sie kommen doch mit?“

Einen Moment zögerte Demmin, dann nahm er die Ueberschuhe, trug sie in den Garten und stellte sie Ilse vor die Füße. „Ich hoffe, Sie haben Ihre Lektion bekommen!“ sagte er lachend.

Sie wußte nicht, was er meinte; Granzow hatte gar nicht mehr daran gedacht. Und indem sie ruhig in die Ueberschuhe trat und dankend nickte, erzählte Granzow ihm, daß er morgen mit dem Oberst eine Inspektionstour machen müsse, die wohl eine Woche dauern könne; so sei es also leider nichts mit dem verabredeten Ausfluge. Sie hatten zu einem benachbarten Gutsbesitzer reiten wollen, um für Granzow ein Pferd zu besehen.

„Von meinem Geburtstag sagt er nichts, keinen einzigen Seufzer kostet ihn der!“ scherzte Ilse.

„Ach so! Wahrhaftig, der ist ja am zwanzigsten! Beinahe hätte ich ihn vergessen!“ erwiderte er zerstreut.

Demmin sah Ilse verstohlen an; sie verzog keine Miene, nur ein sehr scharfer Beobachter sah den Schatten in ihren Augen, aber auch den lächelte sie hinweg.

Seit gestern abend war Demmin mancherlei eingefallen. Inzwischen ging das Brautpaar Arm in Arm plaudernd und heiter neben ihm her, von dem Geburtstag sprechend, dessen Feier Ilse vertagen wollte.

„Laß das doch, Herzkind; Kuchen eß' ich ja ohnehin nicht, und meinen Glückwunsch kann ich dir telegraphieren!“ sagte er freundlich; es klang ein wenig nichtern.

„Es ist der erste, den ich ohne dich feiere, Max!“

„Ei was, neunzehn Geburtstage hast du ohne mich dich ganz wohl befunden!“ neckte er sie.

„Neunzehn? Doch höchstens achtzehn!“

„Verzeihung, Liebchen, drei zu neunzehn macht zweiundzwanzig.“

„Wirklich? Schon drei Jahre! Und mir ist, als wär's gestern gewesen, daß wir uns verlobten!“

Er sagte nichts darauf; sie hatte offenbar irgend ein liebes Wort erwartet, statt dessen rief er Demmin heran, der sich diskret zurückziehen wollte, und bestellte ihm vom Speditur, seinem Hauswirt, daß seine Kisten und Koffer angekommen seien.

„Was werde ich anfangen ohne dich? Eine ganze Woche, Max! Bedenke!“ sagte sie, als er ging. Er wollte am Abend noch wiederkommen.

„Laß dir von Demmin was erzählen oder vorlesen, Liebchen!“

„Du hast gut reden! Herr von Demmin mag ja nicht erzählen! Und vorlesen am Ende auch nicht?“

„Gnädiges Fräulein, befehlen Sie über mich!“ rief dieser. „Ich bin entzückt, mich Ihnen zu Dienste zu stellen.“

„Siehst du! Man muß ihn nur anzuregen wissen!“ lachte Granzow, nickte Demmin zu, küßte seiner Braut die Hand und ging.

(Fortsetzung folgt.)

## Kinderball.

Von D. Duncker.

Nachdruck verboten.

Trotzdem der Schnee ziemlich hoch und fest lag und der Thermometer eine beträchtliche Anzahl Striche unter Null zeigte, herrschte in dem behaglichen Stübchen des Regierungsrat Elze eine bedrückend schwüle Atmosphäre. Der Hausherr hatte die Zeitung vorgelesen und faunte beim Lesen verstimmt an seinem stattlichen Schnurrbart. Die Frau Regierungsrätin sah weniger verstimmt als ernsthaft, aber ebenso stumm wie ihr Gemahl über die Kaffeetasse fort auf ihre beiden Töchter Hanna und Lisa, zwei Mädchen von zehn und zwölf Jahren, von denen der älteren die dicken Thränen stromweis über die Backen und in die noch unberührte Tasse rannen, während Lisa, die jüngere, mit angenommener Gleichgültigkeit Brotkrümchen aus ihrer Frühstücksemmel drehte. Nur ab und



### P. A. Rosegger.

Nachdruck verboten.

Es ist eine in unserer Zeit oft erhobene Klage, daß es den Schriftstellern und Dichtern der Gegenwart an einer ausgesprochenen charakteristischen Individualität fehle, daß man es, wenn man ein Buch von ihnen lese, nur mit einem Buch, nicht aber mit einer Persönlichkeit zu thun habe, welchem Mangel an Eigenart denn auch ein Mangel an einwirkender Kraft auf das lesende Publikum beigemessen werden müsse.

Vor wenigen Poeten unserer Tage verstummt diese Klage, und einer dieser wenigen ist der steirische Dichter P. A. Rosegger, seit zwei Jahrzehnten ein Liebling des deutschen Publikums und daselbe in ganz außerordentlicher Weise beeinflussend. Eine ausgeprägte, höchst bedeutende Persönlichkeit, wurdvoll und durchwegs in dem heimatischen Boden der Steiermark, dem er mit leidenschaftlicher Liebe anhängt, entnahm und entnimmt er noch heute seine poetischen Motive fast ausschließlich der Natur wie dem Menschenleben auf jenem Schauplatz seiner Jugend und formt sie mit einer Hingebung, einer liebevollen Treue, die dem Leser unwiderstehlich das Herz abgewinnt. Besondere Eigenschaften kommen hinzu, Roseggers Wirkung auf das Publikum zu steigern: eine höchst glückliche Beobachtungsgabe, eine köstliche Naivität, ein gewinnender Humor und eine lebenswürdige Schalkhaftigkeit — Begabungen, die in dieser Vereinigung wahrlich selten genug sind.

Nicht genug! Roseggers Dichtungen liegt immer ein bedeutsamer ethischer Gedanke zu Grunde. Nicht begnügt, das umgebende Leben nach seiner äußerlichen Erscheinung zu beobachten, darzustellen, erfährt er vielmehr mit liebendem Auge dessen innerliches Wesen, und der hier gewonnenen Erkenntnis entspringt dann in Freude und Leid, in Mahnung und Warnung die hohe sittliche Bedeutung der Roseggerschen Muse. Nie ist ein Autor tiefer eingedrungen in das Leben seiner Heimat, in den allgemeinen



wie den besondern Charakter seiner Landschaft; keiner hat die Motive ihres Dichtens und Trachtens, ihre guten und schlimmen Gewohnheiten, ihre Neigungen und Abneigungen, ihre Widerstandskraft wie ihre Schwäche gegenüber den Einwirkungen einer falschen Kultur seelenkundiger erforscht als er; keiner in gleich inniger Wärme der Mitempfindung, in gleich glücklicher Treuherzigkeit des Ausdrucks, in gleich sinnlich poetischer Kraft der Dichtweise ihres körperlichen wie geistigen Lebens zugejauchzt, die Schattenseiten desselben beklagt, ja beweint, oft (wie z. B. in „Jakob der Letzte“) in wahrhaft erschütternder Weise.

Alles das macht Rosegger zu einem Volksschriftsteller ersten Ranges, umso mehr, als er — namentlich in seinen lyrischen Dichtungen — den heimischen Dialekt nicht nur beherrscht, sondern poetisch virtuos handhabt. Mit einem Gefühl unbeschreiblicher Erquickung nimmt der denkende und empfindende Leser diese Gebilde voll köstlicher Naturfrische, voll überzeugender Lebenswahrheit in sich auf; mit einer Art Heimweh kehrt er nach kurzer Pause immer wieder zu den oft gelesenen Büchern des geliebten Dichters zurück, und immer wieder scheidet er von ihnen mit einem Gefühl tiefinnerster Herzensbefriedigung, seelischer Erhebung.

Roseggers Werke sind von der um unsere Litteratur wohlverdienten Verlagsbuchhandlung von A. Hartleben in Wien (Pest und Leipzig) in verschiedenen, den Bedürfnissen des Publikums entsprechenden Ausgaben publiziert. Der Dichter selbst hat eine Auswahl seiner besten Schriften in zwanzig Bänden veranstaltet (in 100 Lieferungen zu je 50 Pfennig), ein unvergleichlicher Schatz für jede Hausbibliothek. Daneben veröffentlichte der Verleger eine reizende Miniaturausgabe, sowie Einzelausgaben von jeder Dichtung. Unser Poet selbst aber gab ihnen als Geleit und geistigen Schlüssel zu tieferer Erkenntnis seines Wesens eine Selbstbiographie mit, die in ihrer schlichten Treue und edlen, selbstlosen Bescheidenheit ein nachahmenswertes Muster ihrer Gattung bildet.

L. 5.



'S Bubel schläfst. Gemälde von Fr. Ejsmond.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

### Seiratsantrag.

(Steirische Mundart.)

Hon diß ollaweil gern ghobt,  
 Hon diß ollaweil noh gern,  
 Host miß ollaweil nur psoppt,  
 Mei Weiberl, wannst willst,  
 Konnt ollaweil noh wern.  
 Wölln uns ollaweil vertrogn,  
 Will dirß ollaweil guat moan,  
 Ober Monn fullst holt hobn  
 Mit viel mehrer wiar oan!

### Die Wuasß.

a Baur-Gsposäß.

Hon an Rausch ghobt vorign Suntog,  
 Werd ma's mirkn, 's wa ta Gsposäß,  
 So a Rausch führt zu nix Guatn,  
 's größtli Loster, däs ih woasß!

Laugn's jo nit, der Wein ist süffi,  
 Ober, Leut, die Wuasß is schiach:  
 Wonn ih hoamkimm und mein Olti  
 Zwiefach und gor dreifach siach!

P. K. Rosegger.

### Führe uns nicht in Versuchung!

Nachdruck verboten.

Es ist ein herrlicher Sommermorgen. Von der Straße her beginnt das geräuschvolle Treiben der Großstadt zu den Fenstern der Häuser emporzubringen. In den unteren Stockwerken sind die Jalousien und Rouleaux meist noch herabgelassen, die Bewohner ruhen wohl von den „Strapazen“ des gestrigen Gesellschaftsabends aus oder suchen in langem Schlaf frische Kräfte zu den heute bevorstehenden Vergnügungen zu gewinnen. Anders in den oberen Stockwerken und Dachkammern: die kleinen Fenster sind weit geöffnet, und voll strömt die erquickende Morgenluft in die niedrigen Zimmer. Ach, den wenigsten Bewohnern dieser Gemäcker bringt das Erwachen des Tages Vergnügen und Freude, den meisten nur nehe Sorgen, neue Mühe und Arbeit, die der harte Kampf ums Dasein erfordert. Ja, der Kampf ums Dasein! Wie schwer wird's doch manchem, den Unterhalt auch nur für eine bescheidene Existenz ehrlich und anständig zu erringen! Wie aber die aufgehende Sonne selbst der einfachsten Feldblume täglich neue Lebensnahrung durch Licht und Sonne zuführt, so dringt an jedem neuen Morgen mit dem ersten Sonnenstrahle frische Lebenskraft in die Wohnungen ein, die ermatteten Körper der Menschen wieder kräftigend und stärkend.

In einer Dachstube sitzt ein jugendfrisches, schönes Mädchen am Fenster. Es hat den einen Flügel desselben geöffnet, während es vor den andern eine helle Gardine zog, um sich vor den blendenden Sonnenstrahlen zu schützen. In leichtem Morgenröschchen sitzt es an der Maschine und näht ein elegantes Sommerkleid; morgen in der Frühe reißt die Kommerzienrätin aus der ersten Etage ins Seebad, das Kleid muß also heut vormittag noch abgeliefert werden. Ueber die Arbeit gebeugt, hat das emsige Mädchen schon stundenlang genäht, und höher und höher ist die Sonne gestiegen. Da klingelt es. Schon ein Bote von der Kommerzienrätin? Nein, es ist der Briefträger. „Für Fräulein Gertrud,“ sagt er.

Wie? Ein Brief an sie? Von wem kann der sein? Die Handschrift ist ihr völlig unbekannt.

Sie erbricht das Couvert: zwei vollbeschriebene Briefbogen, aus denen ihr ein ungekannter angenehmer Duft entgegenströmt. Sie liest die Ueberschrift: „Mein schönes Fräulein!“ Welche dreiste Anrede! Und doch: sie ist schön, das weiß sie, und das elegante helle Kleid, das auf ihrem Schoße ruht, würde für ihren weißen Teint, ihren schlanken Wuchs, ihr blondes Haar weit besser passen, als für die kleine starke Figur der Kommerzienrätin.

Sie liest die ersten Zeilen und ist entrüstet über den vertraulichen Ton, den der fremde Briefschreiber anzuschlagen wagt. Er hat sie wiederholt auf ihren Geschäftsgängen gesehen und ist von ihrer Schönheit bezaubert. Es sind im Grunde ganz verbindliche Komplimente, die er ihr zu sagen weiß. Und wie wohl thun ihr solche Schmeichelworte! Hat sie doch ach! so wenig davon in ihrem Leben gehört!

In ihrem Leben! Ja, was hat es ihr bisher geboten! Trübe wie ein grauer Novembertag liegt die Jugend, die schönste Zeit des Menschenlebens, hinter ihr, die in aller ihrer Lust und Freude ihren Gespielinnen wie ein herrlicher schöner Frühlingstag dahinslog. Wie arm, wie freudlos und leer erscheint ihr die Vergangenheit! Seit des Vaters Tode muß sie Tag für Tag an der Nähmaschine sitzen, von früh bis spät bemüht, die alte Mutter und den blinden Bruder mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Früher hat wohl die gute Mutter redlich mitgeholfen das tägliche Brot verdienen, jetzt aber ist sie alt und schwach und abgenutzt — ein verbrauchtes Werkzeug. In Gedanken versunken sitzt Gertrud vor ihrer Arbeit. Was kann ihr die Zukunft an der Seite der Ihrigen bringen! Entfagung und Pflicht, das sind die beiden Faktoren, die ihr ganzes Leben ausmachen — jetzt und fernerhin! Wohl ist sie stark, mutig und ausdauernd, aber sie ist auch jung und schön, auch warmfühlend und empfänglich für die Freuden dieser Welt!

Mit wachsendem Interesse liest sie weiter. Gemüße, die sie nie gekannt, die sie bis dahin nur geahnt, werden ihr hier in verlockenden Worten in Aussicht gestellt: Konzerte, Theater, prächtige Kleider, ein behagliches schönes Heim, Sorglosigkeit um den nächsten Tag, Sicherstellung selbst der Ihrigen — es ist zu viel auf einmal! Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen, als wolle sie all die holden Märchenbilder, die sie umschweben, festhalten. Minutenlang sitzt sie sinnend da, sie achtet nicht darauf, daß der erste Bogen des Briefes zu Boden gleitet, gerade vor das zu ihren Füßen spielende Mädchen, das mit Argwohn und Mißtrauen das herniedergefallene Blatt Papier betrachtet.

Endlich richtet sie sich wieder empor und blickt gespannt auf den andern Bogen, den sie noch in der Hand hält. Weit öffnet sie die Augen, und plötzlich versteht sie auch den Sinn dieser Zeilen, die sie hastig durchflog um welchen Preis soll

sie die Schwelle dieses neuen Lebens überschreiten! Nein, nein — unmöglich! Ihre Selbstachtung will und wird sie sich bewahren! Ihre febernden Augen gleiten über die Schlusszeilen des Briefes, das Blatt fällt in ihren Schoß, mit den Händen bedeckt sie das glühende Gesicht, und ihre heißen bebenden Lippen stammeln die Worte: „Führe uns nicht in Versuchung!“

Erschöpft stützt sie den gedankenmüden Kopf auf die Hand, und unwillkürlich fällt ihr Blick auf ein kleines Bild an der Wand ihr gegenüber, das letzte Geburtstagsgeschenk ihrer Mutter. Es stellt zwei blühende Knaben dar, am Rande eines schwarzen gähnenden Abgrundes spielend; sie haben an dem steilen Abhang eine seltene Blume entdeckt und beugen sich ahnungslos hinüber, um sie zu pflücken; hinter ihnen steht ein Schutzengel, schirmend seine Fittiche über die achtlosen Kinder breiten. — Ja, ist nicht auch sie im Begriff, wie ein unverständiges Kind verwegen die Hand nach der verführerischen

Blume auszustrecken? Und wo ist der Engel, der schützend ihr zur Seite steht? — Sie wendet sich um und erblickt in der Thür die gebeugte Gestalt ihrer Mutter! Schnell ist der Brief in hundert kleine Stücke zerrissen. Freudig eilt sie der Mutter entgegen und legt lieblosend den Arm um ihren Hals.

„Was ist dir, Gertrud?“ fragt die Mutter mit weicher Stimme.

„Ach, ich bin so glücklich, daß ich dich noch habe!“ ruft sie jubelnd und herzt und küßt das verwunderte Mütterchen.

„Du braves, gutes Kind!“ Und die Mutter legt ihr die Hand segnend aufs Haupt.

„Nun muß ich aber wieder an die Arbeit,“ sagt Gertrud.

„In einer Stunde muß das Kleid der Kommerzienrätin fertig sein!“ Damit eilt sie an die Nähmaschine, und bald hört man nur noch das monotone Schnurren des Mädchens.

Gustav Dahms.



Führe uns nicht in Versuchung. Gemälde von E. H. Behmer.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.





